

Religiöse Strömungen im Geistesleben Dänemarks

Trog Blutsverwandtschaft und räumlicher Zusammengehörigkeit hat jedes der drei nordischen Reiche sozusagen auf allen Gebieten seine scharf ausgeprägte Eigenart. Das gilt nicht zum wenigsten in geistig religiöser Beziehung, selbst wenn wir, wie in vorliegender Studie, nur die augenblicklichen Verhältnisse ins Auge fassen¹.

Der norwegische Protestantismus leidet schon seit fünf Jahren an religiösem Verfolgungswahn. 1925 wurde im Storting der Regierungsantrag auf Aufhebung des alten Jesuitenparagraphen verworfen und damit das Land wieder fest gegen diese staatsgefährliche Gesellschaft verriegelt. Die Angst vor der katholischen Propaganda dauert aber fort und die Jesuitenhege wächst sich, dem harten Charakter des Volkes entsprechend, immer mehr zu einem regelrechten Kulturkampf gegen die 2000 (!) Katholiken aus. Das großzügigere Schweden mit seinem Söderblom fühlt sich als Hochburg des Luthertums. Das hindert nicht, daß sich, namentlich im Süden, viele protestantische Geistliche — man kann wohl sagen die besten — zu einer mehr hochkirchlich-ritualistischen Richtung zusammenschließen und aus ihrer Sympathie mit der „Mutterkirche“ kein Hehl machen.

Das religiöse Dänemark ist anders orientiert. Sein Protestantismus zerfällt in zwei große Lager: Grundtvigianismus und Innere Mission. Als religiöse Bewegungen sind sie längst stationär geworden. Aber sie haben das Verdienst, den religiösen Sinn in den breiten Schichten der Bevölkerung bewahrt zu haben.

Über das ganze Land hin zieht sich das Netz der grundtvigianischen „Volkschulen“ mit ihrer hochstehenden, stark religiös betonten Bauernkultur. Wie diese Form des dänischen Protestantismus ihr Entstehen zwei sich ergänzenden Persönlichkeiten verdankt: dem Dichter, Theologen, Historiker und Politiker N. F. S. Grundtvig († 1872), und dem biedereren Schullehrer Christian Rold († 1870), so ist auch die Innere Mission in ihrer jetzigen Form die Verschmelzung zweier grundverschiedener Persönlichkeiten. Durch Sören Kierkegaards „Øjeblikket“ (Der Augenblick) ausgerüttelt, schloß sich in den 1850er Jahren der junge Pastor Wilhelm Beck († 1901) der Innern Mission an. Er verstand es, den Subjektivismus Kierkegaards mit zielbewußter Organisation zu verbinden. Dadurch bewahrte er den Zusammenhang der Bewegung mit den kirchlichen Behörden und verhinderte die drohende Zersplitterung in Sekten. Viele Provinzdistrikte sind gegenwärtig ausschließlich in den Händen der Innern Mission. Selbst in der Hauptstadt ist sie nicht ohne Anhang. Davon zeugt die jährliche Zusammenkunft des „Kristeligt Studenterforbund“ (Christlicher Studentenverband) auf Nyborg Strand am Großen Belt, wo man „religiöse Woche“ zu halten pflegt. In diesem Jahr beteiligten sich 200 Universitätsstudenten daran. Unmittelbar darauf tagte hier in Kopenhagen ein Weltkongreß für Sport, veranstaltet von dem „Christlichen Jungmännerverein“ der Innern Mission. Die von 18 Nationen besuchte Tagung, die

¹ Um den Sinn und die Klangfarbe der Zitate getreu wiederzugeben, mußte des öfteren von einer genau wortgetreuen Übersetzung abgesehen werden. Außer den im Text erwähnten Schriften entstammen die Anführungen der Tagespresse und mündlichen Mitteilungen.

der König selbst mit seinem Besuche beehrte, wurde eingeleitet mit Gebet, Predigt und frommem Gesang; am einfallenden Sonntag fanden keine Sportskämpfe statt. Der „Christliche Jungmännerverein“ ist mit seinem weiblichen Zweig wohl der stärkste religiöse Faktor in Dänemark. Ein Kind der Innern Mission will er vermitteln zwischen deren finstern Christentum und dem lebensfroheren Grundtvigianismus. Im Gegensatz zur kulturarmen, wenn nicht kulturfeindlichen Innern Mission sucht der Verein unter Führung von tüchtigen Persönlichkeiten, wie dem als Prediger hervorragenden Olserf Ricard, mit Glück den Anschluß an dänische Geistesbildung.

Selbstverständlich blüht, wie überall, auch das Sektenwesen hier in Dänemark. Heilsarmee, Pfingstbewegung, Baptisten und Adventisten sind am rührigsten. In orthodox-kirchlichen Kreisen betrachtet man das Zunehmen der Sekten mit einer schwer zu verstehenden Sympathie. Ein kürzlich erschienenen viel gepriesenen Buch von M. Nielsen, „Frikirker og Sekter“, sieht in dieser Auflösung und Zersplitterung sogar ein erfreuliches „Lebenszeichen“ des Protestantismus. Vom „ein Hirt und eine Herde“ und der Wiedervereinigungssehnsucht anderer protestantischer Länder ist Dänemark noch weit entfernt. Die große Masse der Bevölkerung ist jedoch vom Sektenwesen unberührt. Nur das abgelegene Bornholm dürfte eine Ausnahme machen. In den acht Städtchen der schönen Felseninsel findet sich kaum eine Gasse, die nicht ihren „Tempel“ oder „Versammlungsaal“ hat. Wie verschwindend sonst die Sekten hier in Dänemark sind, erhellt daraus, daß keine derselben auch nur annähernd an die Zahl der Katholiken herankommt. Die stärkste Sekte sind die Baptisten mit rund 5000 Mitgliedern. Die Katholiken zählen 24 000. Davon sind freilich ungefähr ein Drittel polnische Landarbeiter mit ihren Familien, die bei Ausbruch des Weltkrieges sich gezwungen sahen, in Dänemark eine neue Heimat zu suchen. Auch so sind die Katholiken eine verschwindende Minderheit, nicht ein Prozent der Bevölkerung. Wenn man trotzdem uns Katholiken eine Beachtung schenkt, die in keinem Verhältnis zu unserer geringen Zahl steht, so ist der Grund ganz wesentlich der, daß man hinter der kleinen Schar der dänischen Katholiken die große Weltkirche erblickt.

So wenig man schon rein zahlenmäßig von einer Konversionsbewegung sprechen kann, so läßt sich doch im dänischen Geistesleben zur Zeit eine Gärung beobachten, der auch die Katholiken des Auslandes Aufmerksamkeit schenken dürften. Für Fernstehende pflegt das dänische Geistesleben durch zwei Namen markiert zu sein: Georg Brandes und Johannes Jørgensen. Das sind aber nur die beiden entgegengesetzten Pole. Dazu ist Georg Brandes und seine Freidenkerei längst überlebt. Johannes Jørgensen schied durch seine Konversion zunächst aus dem dänischen Geistesleben aus und hat sich erst durch vieljähriges, mühevolles Schaffen die allgemeine Anerkennung erworben, von der die letztjährigen Festlichkeiten anläßlich seines sechzigsten Geburtstages Zeugnis ablegten. Natürlich haben seine Schriften katholische Kunde in weite Kreise getragen, und nicht wenige Konversionen gehen unmittelbar auf das eine oder andere Buch von Johannes Jørgensen zurück. Aber das dänische Geistesleben im allgemeinen ist durch ihn nicht in andere Geleise gebracht worden.

Wenn in Dänemark eine neue Zeit angebrochen ist, eine immer mehr um sich greifende Absage gegen den Radikalismus der siebziger bis neunziger Jahre, so ist diese Bewegung überhaupt nicht auf eine einzelne Persönlichkeit zurückzuführen. Ohne bestimmte Führerschaft, ohne festes Programm, ohne abgegrenztes Ziel erhält sie wachsenden Zuzug aus allen Kreisen, die der bisherigen materialistischen Lebensauffassung überdrüssig sind. Eigentümlich

ist der Bewegung, daß ihre Träger alle „Befehrte“, meist frühere Brandesianer sind.

Da ist Christian Reventlow. Er hat sich im Zusammenbruch seiner Weltanschauungen eine rührende Religion zum gekreuzigten Jesus zusammengezimmert. Wenn er sich dogmatischem Christentum, selbst der Gottheit Christi gegenüber ablehnend verhält, liegt das wohl hauptsächlich an der protestantischen Theologie, die allein ihm bekannt ist und für deren Schwächen und Inkonssequenzen er ein scharfes Auge und eine noch schärfere Zunge hat. Von der katholischen Kirche habe ich ihn nie abfällig reden hören; im Gegenteil, wenn er die Schale seiner Ironie ausgegossen hat, bemerkt er gelegentlich zum Schluß: Doch das gilt nicht von der katholischen Kirche. Ihre Folgerichtigkeit und Disziplin gefällt ihm „und“, sagte er einmal, „dort finde ich das Bild des Gekreuzigten in Kirche und Haus, während die Protestanten sich mit dem Christus von Thortwaldsen begnügen“. Reventlow steht dem Christentum wohl ferner, als er selbst glaubt, ist wohl mehr Buddhist als Christ. Trotzdem gehört sein Buch „Briefe aus dem Fegfeuer“ zu denen, die die hier zu behandelnde Bewegung am meisten gefördert haben. Reventlows Fegfeuer ist „eine brennende und sengende Glut, die alles Unechte und Verderbte wegschmilzt, ein Zustand seelischer Unruhe, schmerzvoller Einkehr, verheerenden Zweifels, ja Verzweiflung, die Krankheit zum Tode ist“ (H. Kehler). Reventlow will aus diesem Fegfeuer herausgefunden haben. Die Antwort auf alle seine Fragen findet er in Christus. „Nichts anderes in der Welt kann mir helfen in der Frage nach Woher und Wohin, oder kann mir bloß sagen, warum ich mich im Leben und Sterben als anständiger Mensch gebärde. Denn mit der Annahme, daß das Leben von Geburt und Tod begrenzt ist und nur rein sinnliche und weltliche Beziehungen kennt, läßt sich keine höhere Moral begründen.“ Nun folgt ein Bekenntnis zu Christus, das an glühender Sprache nichts zu wünschen übrig läßt, wobei man sich aber beständig erinnern muß, daß dieses in johanneischen Wendungen gehaltene Credo mit einem fatalen Vorzeichen versehen ist: Alles ist symbolisch zu verstehen.

Die meisten Leser haben wohl, den Vorbehalt des Symbolismus und Subjektivismus nicht beachtend, mehr in solche Bekenntnisse Reventlows hineingelegt, als er beabsichtigte. Jedenfalls wurde das Buch von der Öffentlichkeit — und das ist seine Bedeutung — als ein ernster Weckruf empfunden, ein von ganz unverdächtiger Seite kommender Hinweis auf den, den man so gründlich vergessen hatte: „den einzigen, der unserem in menschlicher Schwäche oder Lust niedergehaltenen Dasein einen Sinn und ein Ziel gibt“.

Einen noch größeren buchhändlerischen Erfolg erzielte Anker Larsen mit seinem vom Verlag Gyldendal preisgekrönten Roman „Der Stein der Weisen“. Die Moral davon hat er später deutlicher ausgesprochen in dem Buch „Bei offener Tür“. Es ist eine direkte Aufforderung zum mystischen Erleben, wie es der Verfasser betätigt.

Anker Larsen hält es für unrecht, seine Erlebnisse als Privateigentum zu betrachten; er meint, „bei offener Tür“ davon sprechen zu müssen, damit jeder hören und lernen könne. Er ist Jünger des dänischen Naturphilosophen Ludwig Feilberg, der vor einem

Menschenalter die Sinne seiner Zeitgenossen für eine Naturbetrachtung zu „öffnen“ suchte, in der das Auge durch die verwirrende Mannigfaltigkeit und Außerlichkeit der Dinge hindurchdringt und unmittelbar das ewige, unveränderliche, göttliche Dasein erlebt und eins mit ihm wird. Dieses pantheistische Geöffnetsein für die göttliche Wirklichkeit will Anker Larsen gleichsam züchten. Er hat eine neue Formel dafür gefunden, die er in das Schriftwort kleidet: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ Das Kindesauge schaut noch die Wirklichkeit, wie sie ist; Anker Larsens eigene mystische Erlebnisse enthüllen sich als plötzlich auftauchende Eindrücke aus der Kindheit; alles, was später hinzukommt, ist Mauer, Zersplitterung, Lug und Trug. Darum zurück in die Kindheit und dort das Leben wieder anfangen! Von diesem Standpunkt aus erklärt Anker Larsen den Krieg nicht bloß gegen den Materialismus in Lebensführung und Wissenschaft, sondern auch gegen alle Theologie und Dogmatik. So unannehmbar dieser Standpunkt ist, muß dieser Mann doch hier genannt werden, weil er die religiöse Einstellung mancher Kreise der Gebildeten widerspiegelt. Man ist der Freidenkerei müde und besinnt sich auf den Glauben seiner Jugend. Dabei denkt man nicht an Kirchenchristentum. Man möchte bloß einer höheren, geistigen Welt angehören. So baut sich jeder sein bescheidenes Religiöschchen für den Privatgebrauch — mit möglichst wenigen dogmatischen Ziegelsteinen, aber um so mehr Gefühlsmörtel, und damit zum Schluß das Türmchen nicht fehle, wird das Ganze mystisch und theosophisch zugespitzt.

Eine beinahe darwinistische Entwicklung hat in religiöser Beziehung Julius Magnussen hinter sich. Früher zu den erdhaftesten Reptilien gehörend, bekam er in einer spiritistischen Übergangsperiode Fledermausflügel. Diese scheinen sich allmählich in echte umzubilden. Unter dem Decknamen V. O. X. läßt er, der frühere Mitarbeiter der radikalen „Politiken“, täglich seine Stimme hören in Kopenhagens größter Zeitung, der konservativen „Berlingske Tidende“. Diese seine Moralbetrachtungen sind so gesund und vernünftig, so im guten Sinn reaktionär und gelegentlich christlich, daß „Germania“ und „Kölnische Volkszeitung“ ihm ihre Spalten nicht zu verschließen brauchten. Sein Haupteinsatz im dänischen Geistesleben ist jedoch sein Schauspiel „Eines Dichters Traum“. Der Bühnenerfolg auf dem königlichen Theater war allerdings gering — gar zu wenig Handlung, um so mehr bitterernste Gewissenserforschung für die moderne Thalia —, ein ausgesprochenes Lese-drama. Die Moral des Stückes ist, daß Kunst ohne Befruchtung durch Ewigkeitswerte — gemeint sind die des Christentums — verkrüppelt und versumpft.

Denselben Vorwurf des Totschweigens Gottes erhob er vor kurzem gegen die Universität: „Wenn Aristophanes heute lebte, würde er eine Satire schreiben über die Professoren und gelehrten Forscher, die Lehrer der Jugend sein wollen, ohne je die Frage auch nur zu berühren, die schon der Zeit des Aristophanes als die wichtigste erschien und heute alle andern Fragen übertragt: die Frage nach der Gottheit und der unsterblichen Seele. Er würde den Stachel seines Witzes gegen eine Zeit wenden, in der gelehrte Professoren dicke Folianten schreiben und Tag für Tag Vorlesungen halten, ohne den Mut zu haben, dem göttlichen Problem ins Auge zu sehen, dessen Behandlung allein unserem Leben Kraft und unserer Kunst Blüte verleihen und die Menschen wieder zu Menschen machen könnte.“

Eigentümliche Zustände herrschen dormalen an der Kopenhagener Universität. Seit Höfding in den 1880er Jahren seinen Nebenbuhler, den tieferen, aber weniger

glänzenden Chr. Kromann in den Hintergrund drängte, ist die künftige Philosophie wesentlich auf Höffding eingeschworen, d. h. im Kantianismus und leichtem Empirismus stecken geblieben. Diese Zustände waren verfloffenen Oktober Gegenstand einer öffentlichen Diskussion in „Studenteforeningen“.

Zum Verständnis sei vorausgeschickt, daß diese Diskussionen — wohl eine nordische Spezialität — Brennpunkte des akademischen Lebens überhaupt bedeuten. Sie finden gewöhnlich Samstagabend statt und dauern mit einer halbstündigen Erfrischung bis tief in die Nacht hinein. Diese Wortgefechte werden nicht so sehr von den Studenten selbst als vielmehr von den Professoren und andern im öffentlichen Leben stehenden Akademikern geführt. Die Studentenvereine sorgen dabei nur für die Einladungen, das Lokal und das Publikum, oft 1000 Studenten und darüber.

Bei der erwähnten Diskussion hielt den einleitenden Vortrag Magister Anders Thuborg. Dieser ist selbst noch Zweifler und Wahrheitsucher nach Art der „Confessiones“; aber eben so sicher ist sein Angesicht nach der „Civitas Dei“, der „Caëlestis Urbs“ gerichtet; die Auseinandersetzung mit der mechanistischen Weltanschauung, wie er sie nennt, ist ihm Herzenssache. Leider ging er weit über das Ziel hinaus. Er verlangte Abschaffung des Philosophikums (des propädeutischen Examens, das Vorbedingung für alle andern Universitätsexamina ist), indem er unter den obwaltenden Verhältnissen eine Reform für aussichtslos hielt. Der Vortrag wurde aber auf jeden Fall Ausgangspunkt einer lebhaften Erörterung auch in der Presse, die Gelegenheit bot, manch gutes Wort über die scholastische Philosophie einfließen zu lassen.

Viel weiter als alle Genannten ist Helge Rode vorgedrungen. Er ist ohne Zweifel der Führer im Kampf gegen die materialistische Lebensauffassung. Aber seine Polemik ist in Schönheit getaucht. Oder wie sein Freund und Gesinnungsgenosse Henning Kehler es ausdrückt: „Die Kampfweise Rodes gleicht einer Kagenpfote. Sein Spott springt vor wie eine Kralle, die verwundet, sich aber im nächsten Augenblick schon wieder zurückzieht und verbirgt unter sammetweichem Ertragen und Verstehen.“ Jedenfalls verleugnet Helge Rode nie — ob er philosophiert oder kritisiert oder gar über Religion spricht — den Dichter. Stil und Inhalt sind vom Gefühlston der hellen Nächte, wo Dänemark am schönsten ist, wo Tag und Nacht verschmelzen, wo der zarteste Goldglanz sich über Meer und Land ergießt, gen Norden umsäumt von märchenhaftem Helldunkel, wo am grünblauen Himmel Arkturus, Wega und Capella mit dem Lichtschein der mitternächtlichen Dämmerung kämpfen. Nur hier in Dänemark ist Helge Rode denkbar und das sublimе Ethos seiner Kritik ist das Geheimnis seines Einflusses. Mit diesem schillernden Rüstzeug führt Helge Rode den Kampf nach drei Fronten.

Sein Bruch mit dem Brandesianismus liegt wie der Johannes Jørgensens drei Jahrzehnte zurück, war aber weniger drastisch, schroff und herausfordernd. Der junge, erst einundzwanzigjährige Dichter verläßt gleichsam verstohlen die enge Schreibstube des Naturalismus, in der man unter den schützenden Händen von Georg Brandes sich um die Wette zu Namen und Berühmtheit emporstufte. Staunend betritt er einsame, vergessene Pfade, auf denen er zum ersten Mal den weiten Himmel sich wölben sieht und den Hauch Gottes, der Unendlichkeit und Ewigkeit verspürt. Die Gedichtsammlung „Weiße Blumen“ ist die Frucht dieser ersten Wanderung auf vom Meister verbotenen Wegen.

Rode ist diesen Wegen treu geblieben. Und längst ist er kein einsamer Wanderer mehr. Immer mehr wurden die, die nicht mehr an das brandesianische Dogma von der alleinseligmachenden Wissenschaft und Kulturglauben konnten. „Keiner war besser geeignet, der zweifelnden und verzweifelnden Jugend des Radikalismus den Weg zu zeigen, als Helge Rode“, schreibt Henning Kehler, sich selbst zu diesen Jüngern rechnend.

Gleichzeitig mit Reventlows Segfeuerbriefen erschien 1925 Helge Rodes „Der Platz mit den grünen Bäumen“. Gemeint ist das „Frederiksborg-Rundell“ am Eingang zum gleichnamigen Park. Zur Rechten ist die vornehme Frederiksborgkirche mit dem historischen Friedhof, auf dem Ohlenschläger ruht; schräg gegenüber liegt die neue, große katholische Schule der St. Josephsschwestern, von über 400 größtenteils protestantischen Kindern besucht. Der lauschige Platz mit seinen schattigen Linden ist jeden Sonntagnachmittag ein Stelldichein für Heilsarmee, Innere Mission, Adventisten, Mormonen, Vegetarianer und andere Laienpredikanten der wunderlichsten Denominationen. Für Helge Rode wird er zu einem Symbol: Was immer man von diesem religiösen Gewirr denken mag, „eins ist sicher: die Menschen streiten heute noch ebenso über Jesus Christus wie vor bald zweitausend Jahren in Jerusalem, in den Städten Kleinasiens, in Athen und Rom“. Und nun läßt Rode den alten Georg Brandes sich an den Kopf greifen ob dieses Wechsels der Dinge. „Was ist geworden aus der Wissenschaft, die die Religion abschaffen und erstatten sollte? Ist nicht die geistige Entwicklung gerade den umgekehrten Weg gegangen? Kein ererbter Glaube ist ausgerottet, jeder nur denkliche Aberglaube findet seine Verteidiger.“

„Am schlimmsten aber ging's im Mutterland des Brandesianismus, in Frankreich und seiner Literatur. Zu Anfang des Jahrhunderts bezeichnete Georg Brandes die seit den 1890er Jahren bemerkliche Reaktion als eine vorübergehende Bewegung an der Oberfläche. Kurz vor dem Weltkrieg mußte er zugeben, sie sei gewachsen; zehn Jahre später erklärt er die ganze französische Literatur für erzkatholisch.“

Doch, das ist nur die eine Seite der Medaille, die augenblicklich unsere Aufmerksamkeit erregt. Auf der andern Seite scheint alles beim alten zu sein: der Zweifel will nicht sterben, die Natur ändert sich nicht; Arbeit, Interesse, Philosophie scheinen genügender Lebensinhalt. Weiter: die Großstadt ertötet das seelische Bedürfnis. Eile und Hast erfüllt unsere Leere bis zum Rand und Vergnügen bis zum Überlaufen. Das Leben geht auf Schienen und Rädern, und alles klappert. Ab und zu trägt man einen hinaus und gräbt ihn unter die Erde. Was verschlägt das? Das Herz wird hart und glatt — wie der Asphalt.

Betrachten wir jetzt wieder die religiöse Seite der Medaille, dann fühlen wir uns unsicher. Ist ihr Gepräge so tief, daß die Zeit es nicht wieder verwischen wird? Rom ist deutlich genug zu erkennen, wie immer. Alles übrige dagegen weist verschwommene Linien. Ist das Werk bloß unvollendet, oder ist es im Begriff, sich wieder aufzulösen? Antwort: Das Bild, das jetzt zu Tage tritt, ist alt; eine Hand hat es berührt und den Rost entfernt. Ob es stärker hervortreten wird, abgeklärt, in verjüngter Schönheit — oder ob es wieder verschwinden wird wie ein Traumgesicht: ja, das ist die Frage nach dem Bestand oder Untergang unserer Kultur.“

Den Brandesianismus in seinem Zerfall zu schildern ist ein Leichtes. Ein ganzer Chor singt heute auch in Dänemark das hohe Lied vom Geist, von der Übernatur, vom religiösen Geheimnis. Zu den bereits Genannten wäre der unserem katholischen Empfinden in vielen Punkten nahestehende Harald Tandrup zu rechnen, der als einer der angesehensten Mitarbeiter der „Berlingske Tidende“ das Denken weiter Kreise beeinflusst, und der Dichter Emil

Bønnelykke, der sich 1921 von „Politiken“ los sagte, der noch vor kurzem im ungläubigen Studentersamfund (Studentenvereinigung), unbeirrt durch feindliche Blicke und gehässige Zungen, in vulkanischer Ekstase seinen Glauben an Geist, Gott und ewiges Leben bekannte. Aber all das kommt heute mehr oder weniger überall vor und bedeutet nichts wesentlich Neues. Viel mehr erregt unser Interesse der Kampf Helge Rodes gegen zwei Idole unserer Zeit, die in voller Lebens-, ja Angriffskraft das moderne Denken verwirren und terrorisieren. Das sind der biologische Entwicklungsgedanke und die sog. religionshistorische Forschung.

Mit „Entwicklungsidee“ meinen wir nicht Affentheorie. Den Pithecanthropus und seine fabelhaften Gefährten hat hierzulande P. Amandus Breitung S. J. längst totgeschlagen. Auch der Darwinismus im weiteren Sinn ist ein überwundener Standpunkt, wenigstens in wissenschaftlichen Kreisen. Vor einigen Jahren schon äußerte der angesehene Biologe Professor Oluf Thomsen in einem Vortrag über Mendel: „Ich glaube so wenig an eine Entwicklung des Menschen aus einem tierischen Zustand zur jetzigen Kulturhöhe, daß ich mir das Gedankenexperiment anzustellen getraue: ein Neandertaljüngling wird auf ein Kopenhagener Gymnasium geschickt, erlangt ebenso schnell und gut wie seine modernen Kameraden das Reisezeugnis und bringt es später sogar zum Professor der Philosophie“ — worauf allerdings der alte Philosophieprofessor Kristian Kromann ex corona replizierte, das letztere beweise nicht viel für die Intelligenz des Neandertalers. Man ist sich auch klar darüber, daß kein einziger stichhaltiger Beweis für die Tatsache einer Entwicklung im Sinne Darwins angeführt werden kann. Gelegentlich des 70. Geburtstages des dänischen Botanikers und Erblchkeitsforschers Wilhelm Johannsen schrieb einer der führenden Biologen Frankreichs, Eugène Gley: „Jeder Biolog auf der ganzen Welt weiß, was unsere Wissenschaft diesem Forscher zu verdanken hat, der durch die Feststellung und Untersuchung der ‚reinen Linien‘ den Beweis erbracht hat, daß die Selektion außerstande ist, auf irgend welche Weise die erbliche Natur bei den verschiedenen reinen Linien irgendwie zu ändern, und der somit dargetan hat, daß die darwinistische Selektionslehre als Erklärungsgrundlage wertlos ist.“ In einem eigenen Buche „Falsche Analogien“ hat Wilhelm Johannsen die besten Argumente auch der gemäßigten Deszendenzlehre in Nichts aufgelöst und im Schlußwort zu seiner auf deutsch erschienenen Erblchkeitslehre fühlt er sich veranlaßt zu erklären, die bisherigen Begriffe der Entwicklungslehre — Selektion, Kampf ums Dasein, rudimentäre Organe u. dgl. — verhielten sich zu den wirklichen Entwicklungsgesetzen ungefähr wie die Ausdrücke: Wurst, Salat, Tinte zu den zugehörigen chemischen Formeln.

Umso befremdender ist es, daß die gleichen Biologen im selben Atemzug, in dem sie jeglichen Beweis für die Tatsache der Entwicklung ablehnen, hoch und heilig beteuern, ihr Glaube an die Entwicklung sei dadurch unerschütterter. Diesen Entwicklungsglauben der Gelehrten nun greift Helge Rode mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit an. Er fragt zunächst: „Hat dieser Glaube wirklich so großes Interesse, daß es sich lohnt, ihn feierlich vor der ganzen Welt zu bekennen? Und dann: ist dieser Glaube der Wissenschaft nicht gefährlich? Wird der große Haufe ihn nicht allzu leicht verwechseln mit der Wissenschaft selbst, die doch etwas ganz anderes ist?“

Helge Rode steht nicht an, hier von Volksverdummung zu reden. „Man spiegelt den Leuten vor, den Schlüssel zum Verständnis des Lebens zu besitzen, während man in Wirklichkeit nichts erklärt hat.“ „Man hat mich gefragt“, schreibt Rode, „ob ich denn wirklich den biblischen Schöpfungsbericht der Entwicklungstheorie vorziehe? Ja, bei weitem! Die Schöpfung, die im Alten Testament bildlich ausgedrückt ist, kommt der Wirklichkeit viel näher als die Entwicklungsidee. Was liegt denn Unwahrscheinliches in der Schöpfung, wenn das unfassbare Rätsel nun einmal darin liegt, daß überhaupt etwas existiert? Erst wenn man den alten Schöpfungsglauben wieder zum Ausgangspunkt der Untersuchungen nimmt, hat es Sinn, von Entwicklung und dem Verhältnis der Arten untereinander zu reden. Wenn wir dagegen von der Voraussetzung ausgehen, daß die Dinge absolut in unsere kleinbürgerlichen Verstandeskategorien hineinpassen müssen, und aus diesem Grund an der Entwicklung festhalten, sind wir ganz sicher im Irrtum.“

Helge Rode macht darauf aufmerksam, daß der ganze Entwicklungsglaube Geschmacksache ist. Als von Deutschland her, die Hypothese auftauchte, daß nicht der Mensch vom Affen, sondern umgekehrt der Affe vom Menschen abstamme, erklärte Professor Wilhelm Johannsen auf Anfrage der „Berlingske Tidende“, die eine Theorie sei möglicherweise genau so gut wie die andere. Wie wenig diese Hypothesen mit wissenschaftlicher Forschung zu tun haben, erhellt aus dem bemerkenswerten und viel erörterten Vortrag, den Professor Franz Weis Anfang dieses Jahres an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Kopenhagen hielt. Darin heißt es: „Ob der Mensch vom Affen abstammt oder aber andere Vorfahren hat, ob man eine gemeinsame Stammform aufzeigen kann, der beide den Ursprung verdanken, oder ob man am Ende gar findet, daß die Affen vom Menschen abstammen, alles das ist der Biologie gleichgültig. Und könnte man beweisen, daß der Mensch sein Dasein einem besondern Schöpfungsakt schuldet, dann wäre die biologische Wissenschaft auch damit zufrieden.“

Nach Helge Rode aber ist der Entwicklungsgedanke nicht bloß willkürlich, sondern unwahrscheinlich. „Wie, wenn die Bibel gewagt hätte, von einem Wunderwesen wie Urzelle zu reden, der Mutter alles Lebendigen? Welcher Schrei der Entrüstung würde sich da nicht aus dem Lager der Aufgeklärten erheben? Rode unternimmt es, die Sache einfach auf den Kopf zu stellen: Umgekehrt gehe es gerade so gut oder noch besser!“

Die einzige handgreifliche Tatsache der Biologie sei die Mutation. Diese könne man konstatieren, aber nicht Entwicklung. Degeneration, Mißbildung sind offenkundige Tatsachen. Die Entwicklung dagegen offenbart sich nicht. „Es werden Kälber geboren mit defektem Kopf, mit zwei Köpfen, wohl auch ohne Kopf, aber nie mit einem besseren Kopf. Wenn seit Newton alle Äpfel nach oben gefallen wären, würde seine Behauptung von der Schwerkraft uns wohl bedenklich erscheinen.“

Ebenso treffend als liebenswürdig schreibt Rode von den winzigen Urtierchen, den Radiolarien mit ihren beispiellos kunstreichen und mannigfaltigen Kieselshalen: „Ich kann's allein, sagt die Natur auf ihrer tiefsten Stufe. Ich brauche nicht erst auf Entwicklung zu warten. Und die kleinen, wundervollen Tierchen verschließen sich in ihr Kristallgehäuse, gleichsam um ihr Alibi beweisen zu können und sich gegen jeden Verdacht geraubter Ehre sicher zu stellen; sie lehnen ab, irgendwie teilgehabt zu haben an der Hervorbringung des Menschen, der einmal glaubte, von Gott gekommen zu sein.“ Was sei ferner der Entwicklung damit gedient, daß unsere Vorfahren auf vier Beinen gingen? „Die Vierfüßler sind eine ausgezeichnete Konstruktion, aber auch die Zweifüßler. Wenn jedoch die Natur, um den aufrechten Rücken hervorzubringen, den wagemutigen

allmählich aufrichtete, dann hat sie sich ebenso sonderbar angestellt wie ein Baumeister, der, um einen Turm zu bauen, erst ein langgestrecktes einstöckiges Haus hinsetzt und es dann über den Giebel aufrichtet. Wenn man, um die Entwicklungsidee zu retten, seine Zuflucht zu mehrstammiger Entwicklung nimmt, bedeutet das nicht eben eine Auflösung der Idee selbst? War es nicht gerade die Urzelle, um die sich die Entwicklungsbegeisterung konzentrierte? Das kleine Samenkorn, das zum mächtigen, weit verästelten Stammbaum wurde? Wenn die Entwicklung im Plural beginnt, bedeuten dann die verschiedenen Anfangspunkte nicht ebensoviele Einzelschöpfungen? Wo wir sie fassen, zerfließt die Entwicklungsidee unter unsern Händen.“

Helge Rode bleibt nicht bei dieser negativen Kritik stehen. Mit mehr dichterischer Intuition denn wissenschaftlicher Strenge sucht er einen andern Glauben an Stelle des Entwicklungsgedankens zu setzen. Er geht aus von den organischen Umbildungen, die sich im Gegensatz zu den deszendenztheoretischen, im vollen Tageslicht der wissenschaftlichen Kontrolle vollziehen; nicht den unscheinbaren Mutationen, die die Natur nur verschlechtern, sondern den Neubildungen großen Stils, wie wir sie vom Samenkorn zum mächtigen Baum, von der plumpen Raupe zum feenhaften Schmetterling verfolgen können. Sollte nicht die Metamorphose, die durchgreifende, völlige Verwandlung, die große Heerstraße der Natur sein, auf der sich das Leben entfaltet? Die Lebensform, von der die Säugetiere stammen, kann ebenso verschieden sein vom Endergebnis, wie die Zoa von der Krabbe, die Kaulquappe vom Frosch, die Raupe vom Schmetterling. Nach ihren Überresten brauchen wir nicht zu suchen. Verschwindet nicht einfach die Raupe, indem sie zum Insekt wird? Sollten die Dinosaurier und ihre Verwandten nicht Riesentarven gewesen sein, deren Entwicklung eine Katastrophe vereitelt hat. Und wenn nach den Biologen die Entwicklungsreihen nicht gleichzeitig zu beginnen brauchen, warum sollte man sich nicht vorstellen können, die Entwicklung einer Tierform oder auch des Menschen hätte sich vollzogen im Lauf eines Einzel-Lebens? Die Geschichte des Fötus wäre dann eine Reihe Lebensstufen, die einmal früher in freier Natur sich vollzogen, dann aber in den Mutterschoß eingekapselt wurden. Wir beobachteten das ja auch bei gewissen Krebsen und Lurchen, wo die Metamorphose sich im Ei abspielt. Die verwirrenden Riesenzeiträume, die man für die Entwicklung beanspruchte, würden damit von selbst fallen.

„Die Deszendenztheorie vermochte nichts zu erklären, sie tat aber, als könne sie erklären, indem sie über das Wesentliche hinwegtäuschte. Die Metamorphose läßt uns dem Mysterium ins Auge schauen, trotzdem sie sich auf wirkliche Tatsachen stützt, die wir sehen und berühren können. Das Geheimnis liegt in der Zellteilung und im Ei. Da ist die Schöpfung unsichtbar zugegen. Die Schöpferkraft ist vielleicht heutzutage ebenso wirksam wie am ersten Zeitenmorgen.“

Diese Umwertung aller biologischen Werte mag die Kritik, wohl auch den Spott der Fachwissenschaft herausfordern; aber das Verdienst hat Helge Rode: er hat die Macht einer Zwangsidee gebrochen. Er hat weite Kreise vom Alldrücken des Evolutionismus befreit, indem er zeigte, daß man mit ebensoviel wissenschaftlichem Recht sich die Dinge auch ganz anders vorstellen kann. Er hat den Begriffen Schöpfung, Geist, Seele im öffentlichen Bewußt-

sein wieder Geltung verschafft und der Hierarchie des Seins den alten Platz zurückerobert.

War es schon Wagemut, wenn Helge Rode als Nicht-Fachmann in die biologische Arena hinabstieg, so müssen wir ihn noch mehr bewundern und ihm danken, daß er von seinem Laienstandpunkt aus den Kampf gegen die mit allem Waffengetöse moderner Wissenschaftlichkeit vorrückende religionsgeschichtliche Forschung aufgenommen hat. Schon seit mehr als einem Jahrzehnt hat diese neue Wissenschaft hier in Dänemark allem dogmatischen Christentum den Krieg erklärt. Besonders heftig entbrannte der Streit, da 1923 der Orientalist Ditlef Nielsen sein Buch vom „historischen Jesus“ — einen populären Auszug seines auf deutsch erschienenen „Der dreieinige Gott“ — veröffentlichte. Seither ist Ditlef Nielsen der Rufer im Streite. Er hat auch die Losung ausgegeben von der „neuen Reformation“, die endlich auch die Dogmen, die Luther noch bestehen ließ, abschaffen sollte. Die Bewegung wurde zur Sensation, als der alte, bisher nüchterne und zurückhaltende — oben erwähnte — Philosophieprofessor Kristian Kroman in populären Vorträgen und Zeitungsartikeln als Prophet der neuen Reformation auftrat, und erst gar, da der 80jährige Georg Brandes die Öffentlichkeit mit zwei religionshistorischen Studien überraschte, in denen sowohl Jesu als Petri Existenz in Abrede gestellt wurde. Kurz darauf schieden Kroman und Brandes aus dem Leben.

Mag auch das senile Machwerk Georg Brandes', wesentlich ein Plagiat aus Schriften des französischen Arztes Couchoud, nur in sozialistischen Arbeiterkreisen Glauben gefunden haben, so haben Kromans und Ditlef Niensens Agitation sicher das Christentum weiter Kreise erschüttert. Charakteristisch für die „Wissenschaftlichkeit“ Ditlef Niensens ist, daß er zum Beispiel im Kampf gegen die jungfräuliche Geburt Jesu mit einem Bibeltodex operiert, der zweihundert Jahre älter sein soll als Sinaiticus und Vaticanus, und die Lesart enthalte: „Joseph zeugte Jesus.“ Der gelehrte Orientalist verwechselt augenscheinlich das Alter der syrischen Bibelübersetzung mit dem der ältesten erhaltenen Handschrift, des Codex Syrosinaiticus. Darauf aufmerksam gemacht, hat er bis heute den Irrtum nicht widerrufen. Auch sonst wurden Proteste gegen den „historischen Jesus“ laut. Der alles andere als dogmenfreundliche Reventlow zeigte mit unübertrefflichem Sarkasmus eine lange Reihe krasser Widersprüche auf. Die gläubige protestantische Theologie, vorab Professor Lorm, blieb auch die Antwort nicht schuldig und verteidigte die Gottheit Christi mit wesentlich denselben Argumenten wie die katholische Apologetik.

So fehlte es Helge Rode nicht an Bundesgenossen. Trotzdem war sein Eingreifen nicht überflüssig oder weniger beherzt. Er setzte gerade an dem Punkt ein, wo der Kampf am aussichtslosesten erschien und wo die an Kant kränkelnde und mit dem Rationalismus liebäugelnde protestantische Apologetik versagte. Helge Rode wagte es, für die evangelische Kindheitsgeschichte und besonders für den johanneischen Jesus einzutreten. Bloß ein Beispiel der Apologetik Rodes. Von der Auferweckung des Lazarus schreibt er: „Ist es denkbar, daß jemand mit kalter Berechnung all das niedergeschrieben hätte, ist es denkbar, daß gerade der Mystiker Johannes in der Blut der Inspiration sich Zeit gelassen hätte, all diese verschleppenden Nebensächlichkeiten an-

zubringen? Wir stehen hier vor dem nüchternsten ‚Augenzeugenrealismus‘ der je an ein großes Ereignis sich geheftet hat und schriftlich niedergelegt worden ist. Hier ist keine Spur von künstlerischer Kleinmalerei. Die Sorgfalt, die von diesen unwesentlichen Mitteilungen ausstrahlt, ist die Liebe zum Meister und seiner Tat. Die Schilderung des Johannes ist durchzittert von unmittelbarem Leben. ... Nicht Kunst belebt hier die Erzählung. Es wird keine andere Wirkung erzielt als die, daß man sich wundert wegen der Genauigkeit — und Überflüssigkeit der Mitteilungen. Erst nachträglich verstehen wir, daß gerade das der Erzählung den Stempel der Wahrheit aufdrückt. Ein Falsum kann das Johannesevangelium unmöglich sein. An Augenzeugenrealismus übertrifft Johannes sogar den Markus, Petri Dolmetscher, dessen Beruf es war, gut zuzuhören, so daß wir oft glauben, des Augenzeugen Petrus‘ eigene Stimme zu vernehmen.“

Weniger sicher wird die Abwehr Helge Rodes, wo er an die johanneischen Reden kommt. Da sieht er in Johannes den Mystiker, Theologen und Dichter. Wer Helge Rodes Auffassung der Dichtkunst kennt, wird wissen, daß er damit nicht ohne weiteres Unwahrheit meint, und nicht überrascht sein, wenn Rode schließlich doch zu dem Resultat kommt: „Wenn wir aber genauer hinhorchen und in den Kern der Worte eindringen, finden wir in ihnen trotz allem eine tiefe Wirklichkeit. In ihrem Innersten bergen sie ein Heiligtum. Es ist, als ständen wir mit Jesus unter vier Augen in weitem, wunderbar mildem, seelentiefem Sonnenlicht. Wir fühlen, daß sein Herz uns nahe ist und das Geheimnis seines Lebens sich uns offenbart. So muß Jesus gewesen sein; so müssen wir ihn uns denken, wenn er in trautem Zwiegespräch sich dem Jünger mitteilte, den er liebte. Und so scheint es, daß wir hier vor einem tieferen und intimeren Wissen stehen als bei den andern Evangelisten.“

Bekennt sich Helge Rode zur Gottheit Christi? Das größte Wunder an Jesus scheint ihm nicht das Wandeln auf Meerestwogen, das Heilen und Totenerwecken zu sein, sondern das Selbstbewußtsein und die Persönlichkeit Jesu: „Dazu läßt sich keine Analogie finden, es sei denn in Karikatur bei Verrückten, die glauben, er, nämlich Christus, zu sein. — Es gibt keine andere Erklärung als die, daß sein Selbstbewußtsein mit seinem Gottesbewußtsein zusammenfällt und daß Ewigkeit seine natürliche Daseinsform ist.“ In der Heilung des Sichtbrüchigen bei Markus geht Helge Rode ganz die Wege der katholischen Apologetik. Er schließt: „Auch hier offenbart sich uns ein unerhörtes, ja unfaßbares Selbstgefühl. Wir sehen auch, wie Jesus das Wunder wertet. — Es gleitet vorüber wie eine Nebensache. Sein Wort dagegen ist von fürchterlicher Wucht und steht wie ein Felsen.“

Leider schwächt Helge Rode diese die Wahrheit fast berührenden Worte dadurch ab, daß er den Menschen, namentlich den genialen Menschen, ungebührlich erhebt. Sein Mangel an Dogmenscheu beruht weniger auf theologischer Einsicht denn auf einem fast ans Theosophische und Pantheistische streifenden Hunger nach Übernatur.

Helge Rode sagte einmal in einer Diskussion, es sei auffallend, daß in katholischen Ländern die aus dem Rationalismus kommenden an den Pforten der Kirche anklopften, während im protestantischen Norden die vom Unglauben Bekehrten außerhalb jedes Kirchentums blieben. Tatsächlich haben fast alle

Genannten die Zelte ihrer Weltanschauung weitab von den Kirchen im Freien aufgeschlagen, bereit, sie jeden Tag abzubrechen und in neue Fernen zu ziehen. Eine Ausnahme macht der schon genannte Journalist Henning Kehler, der nach seinem Bruch mit „Politiken“ sich der Redaktion des Hauptorgans der Innern Mission, „Kristeligt Dagblad“, zur Verfügung stellte. Damit hat er wenigstens vorübergehend seine Feder, die an Geradheit, Unerblichkeit und Schärfe ihresgleichen sucht, in den Dienst einer kirchlichen Partei gestellt. Neuerdings hat er als Mitarbeiter der „Berlingske Tidende“ ein neues Standquartier bezogen. Er war der erste und lange der einzige, der es wagte, nach dem Tode Georg Brandes' mitten in die Apotheosen hinein sein Verdikt über den Freidenker und Christentumsfeind auszusprechen. Durchaus anders geartet als Helge Rode, steht er diesem in seinen Anschauungen wohl am nächsten. Doch ist Rode ihm zu unbestimmt und verschwommen. In seinem synkretistischen Bestreben, alle zu gewinnen und es mit keinem ganz zu verderben, sieht Kehler eine Gefahr für die christliche Religiosität. Bezeichnend für seine Art und seinen Standpunkt ist die Kritik der offiziellen Kirche, wie er sie in einem Aufsatz: „Der Kampf um die Lebensanschauung“ ausgesprochen hat. Er findet wohl Christentum im Protestantismus, hauptsächlich in der Innern Mission, aber keine Führer, die den Aufgaben des Augenblicks gewachsen sind. „Jetzt ist nicht die Zeit, kleinmütig zu verzagen und tolerant mit andern Anschauungen zu verhandeln. Jetzt ist es Zeit, sich restlos alles dessen bewußt zu werden, was man besitzt, alles das vorzulegen, was Wert hat. Jetzt ist die Zeit gekommen, die Pfeile fliegen zu lassen von einem Bogen, der bis zum Brechen gespannt ist. Jetzt ist es Zeit, das Kreuzesbanner zu entfalten und auf den Feind zu schlagen, Schlag auf Schlag. — Der Baum ist morsch. Würmer kriechen in dem faulen Holz. Kann unser Christlicher Jugendverein nichts anderes hervorbringen als einen Fußballklub? Warum merkt man so entsetzlich wenig von christlichem Geist, christlicher Entrüstung, christlicher Tat im öffentlichen Leben? Wo sind die Stimmen in der christlichen Gemeinde und Kirche, deren Zeugnis ist wie das Singen des Schwertes und der Fall der Art? Wann gesellt sich zu den frommen Versammlungen der Innern Mission — der Kreuzzug in Politik, Presse, Literatur und dem gesamten Geistesleben?“

Die Stellung dieser Persönlichkeiten zur katholischen Kirche ist in den obigen Ausführungen schon des öftern gestreift. Für die meisten ist der Katholizismus zu fern und liegt zu sehr außerhalb des Bereichs der Möglichkeiten, als daß von einer persönlichen Stellungnahme die Rede sein könnte.

Zum Verständnis der Lage kann der Vergleich dienen, den Henning Kehler zwischen Johannes Jørgensen und Helge Rode anstellt. „Schritt für Schritt hat sich Helge Rode aus dem Naturalismus herausgearbeitet und die Bedeutung des Christentums für den einzelnen und die Kultur erkannt. Johannes Jørgensen dagegen flüchtete früh und mit einem verzweifelden Sprung auf die andere Seite, wurde Katholik und ging gerade dadurch als Einfluß im dänischen Geistesleben verloren. Helge Rode hat mit seinem ruhigen, fast phlegmatischen Abwägen, seiner vorsichtigen, scheinbar schonenden, aber im besten Sinn tief verwundenden Polemik Zeit gewonnen, all das Gute und Beste zusammenzufassen, was dänisches Dichten und Denken in sich birgt, in dem Augenblick, da es über die Trümmer des Brandesianismus hinweg, an den Epigonen

der radikalen Periode vorbei, aus der babylonischen Gefangenschaft heimkehrt zum christlichen Urquell des Geisteslebens und zur unveräußerlichen Tradition dänischer Kultur.“ Ob Kehler in einem katholischen Kulturbereich wohl zur katholischen Kirche sich gewendet hätte? Er kennt sie jedenfalls aus Chesterton, den er ins Dänische übertragen hat.

Auch Helge Rode spricht von der katholischen Kirche. Sie ragt gleichsam beständig am Horizont seiner Gedanken auf. Oft, wo man es gar nicht erwartet, richtet er den Blick auf sie, meist anerkennend, ja bewundernd. „Die katholische Kirche versteht, im Gegensatz zur zersplitterten protestantischen, zu sammeln, sie befriedigt in höherem Maß das religiöse Bedürfnis.“ „Wer ist der größte Psycholog? Nicht irgend ein Gelehrter; überhaupt keine Person; nach der Ansicht vieler die katholische Kirche.“ Die Wunder von Lourdes finden bei Rode unumwunden Anerkennung. „Dort muß eine geheime Schatzkammer sein, zu der der Glaube den Schlüssel hat, und von der rätselhafte Heilskraft ausströmt.“

Einen Abschnitt über Maria dürfen wir dem Leser nicht vorenthalten: „Die jungfräuliche Geburt aus der Jungfrau hat man gewendet und gedreht unter dem Mikroskop der Kritik. Rohe Finger haben das Zarteste berührt und den blauen Himmelschleier in Fetzen gerissen, hinter dem das Geheimnis wohnt. Dieses Wunder hat eine Sonderstellung — Maria ist der einzige Zeuge. Hatte Maria dieses Erlebnis, dann kannte sie wohl auch die Denkart ihrer Umgebung zu gut, um davon zu sprechen, es sei denn zu den allernächst Stehenden und unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Ich für meinen Teil finde es ganz wahrscheinlich, daß die Mutter Jesu visionär war, und daß die liebliche Erzählung von der Verkündigung aus ihrem Munde stammt. Es muß uns leid tun um Maria, daß ein kümmerliches Wissen gegen sie die Hand erhebt. Sind wir nicht alle ein wenig katholisch im Herzen, wenn es ihre Sache gilt? Welcher Dichter hätte nicht die Jungfrau geliebt, die milde Gottesmutter, die Mater dolorosa? Die Gefühle von Männern hat sie geadelt, und welche Frau könnte wünschen, sie in den Staub gestürzt zu sehen? Sie hat Größeres vollbracht und ist eine stärkere Wirklichkeit als irgend eine Königin der Weltgeschichte. Mag sein, daß Menschen sie geschaffen haben; aber es ist schöner, zu schaffen, als zu zerstören, wenn man nichts zum Ersatz zu bieten vermag. Sie ist der Erde Gabe an den Himmel, der Gläubigen Dank an den Gekreuzigten. Konnte sie ihm eine schönere Huldigung erweisen, als sie zu seiner Mutter erheben? Ave Maria! Tausende zeugen, daß sie ihnen geholfen, ihre Tränen getrocknet, ihre Wunden geheilt und ihnen geleuchtet hat in der Finsternis. Ave Maria!“

Über die augenblickliche Stellung der Kirche schreibt er: „Die Vertreter des Protestantismus scheinen sich begnügen zu wollen mit der Rolle, die Höflichkeit der Kirche zuweist: als Ambulanz hinter der Front die Kranken und Verwundeten aufzulesen. Dazu ist die katholische Kirche zu stolz. ... Wenn wir uns in der Welt umsehen nach dem, was wir eigentlich besitzen und haben, muß man gestehen, von allen Institutionen in Europa ist es die römische Kirche, die den größten Respekt abnötigt. Man muß früher gutes Holz gehabt haben, daß dieses Stück Mittelalter stehen geblieben ist im Zusammenbruch unserer Zeit. Kaiser sind gestürzt, Regierungen und Parlamente sind wie Schaum auf dem Meere, aber Petri Stuhl steht aufrecht. Man kann zweifeln, ob überhaupt eine Kirche sein soll; aber wenn man die Frage bejaht, muß selbst der strengste Beurteiler zugeben, daß Rom sein Vorrecht behauptet.“

Helge Rode sehnt sich nach Vereinigung der Kirchen unter dem Papsttum, des Weltfriedens wegen. „Welche Macht wäre eine christliche Kirche? Eine Macht zum Frieden ohnegleichen! Man könnte sich denken, daß doch wenigstens gewisse Arten von Krieg durch ein Machtwort verboten würden, wie es die mittelalterlichen Päpste sprechen konnten. Endlich eine Gelegenheit, die Unfehlbarkeit als ein gesundes Dogma anzuerkennen!“

Aber auch Wolken können sich vor das Bild der Kirche schieben und es verschleiern. Dann scheint ihm Roms Hand zu hart, die den Modernismus totschlug, Roms Theologie zu eng, die sagt: so und nicht anders. Da wird ihm die katholische Kirche reformbedürftig und die Reform soll von außen kommen. Er erhofft ein solches Erstarken und Anwachsen der nicht-katholischen Religiosität, daß sie imstande sein wird, selbst die Mutterkirche zu beeinflussen und zu befruchten. Denn es gibt bloß eine wirkliche Kirche, und die ist Petrus. Alles übrige ist entkräftete Tradition, schwaches Symbol. — Wir haben zwei Kirchen. Die eine ist eine starke, lebenskräftige Persönlichkeit, die sich entwickeln könnte, die sich erneuern, sich weiten und anpassen könnte, wenn sie wollte; aber sie will nicht. Die andere dagegen möchte, aber sie ist so schwach, daß sie dabei in Stücke zerbricht und zu Staub wird.

Helge Rode träumt in dunklen Wendungen von einem „dritten Reiche“, über dessen Schwellen wir bereits gegangen sein sollen. Es dürfte sich wohl nur zum Teil mit der katholischen Kirche decken.

Einige der genannten Männer haben ihr Wohlwollen gegen die katholische Kirche dadurch bekundet, daß sie Einladungen zu den Versammlungen des *Academicum Catholicum* annahmen, sogar dort das Wort ergriffen. Naive Seelen mochten daran mancherlei Mutmaßungen knüpfen. Statt törichte Fragen zu stellen, wollen wir lieber, ohne auch nur ein Tüpfelchen von unserem Glaubensgut preiszugeben, diesen Männern die Hand reichen zum geschlossenen Kampf gegen den gemeinsamen Feind. Möchten sie die Wahrheit voll und ganz finden, die sie auf langer Wanderung über Gebirge von Irrungen und Hemmungen hinweg so ehrlich suchen!

Mois Menzinger S. J.